

Als Porträtist des eigenen Entwurfs: Gelegenheit beim Schopf ergreifen

Zur Ambivalenz zwischen der »Personalisierung« des Haars und seiner artifiziellen Umformung



von
Tilman
Allert

Das Haar ist mehr als nur profane Pracht oder Ausdruck des modischen Wandels. Mit dem Haupthaar definiert sich das Individuum selbst, gleichzeitig nehmen andere es wahr und verbinden damit ihre Einschätzung der Person. Wie Haut, Gestik und Mimik ist das Haar gleichermaßen natürlich wie kulturell domestiziert. Gestaltete Haare als Ort der Kommunikation – eine wahrhaft andere Perspektive auf das millionenfach in der Kopfhaut verwurzelte »fadenförmige Oberhautgebilde«, eben eine soziologische, die Alltagsphänomene der Gegenwartsgesellschaft wissenschaftlich ergründet. Danach übernimmt die Frisur die Aufgabe, das Identitätsprojekt einer Person zu adeln, zu verklären und zu akzentuieren – das Individuum macht sich so gleichsam zum Porträtisten des eigenen Entwurfs.

Das Kopftuch entzieht das Haupthaar der Wahrnehmung. Bis hin zur Inanspruchnahme höchstrichterlicher Urteilskompetenz wird derzeit heftig über die Verhüllung gestritten. Dabei wird dem Auftritt mit Kopftuch eine sekundäre Bedeutung zugeschrieben, über die sich eine kulturelle Zugehörigkeit und ein religiös-moralischer Anspruch zur Geltung bringt und genau darüber mit allgemein anerkannten Symbolpraktiken im öffentlichen Raum kollidiert. Kaum etwas macht das Haar als Medium der Selbstdefinition und als Kommunikationsort so deutlich wie seine beabsichtigte Camouflage.

Menschen sind Leib und haben einen Körper, so das Diktum von Helmuth Plessner, dem »Anreger« der modernen Soziologie. Plessner machte insbesondere Phänomene, in denen sich die Übergängigkeit von Natur und Kultur abspielt, zum Gegenstand soziologischer Reflexion. Und erst seitdem Kommunikation zum zentralen Analysekonzept der Sozialwissenschaften avanciert ist, eröffnet sich die Möglichkeit, auch nichtsprachliche Phänomene menschlichen Handelns entsprechend zu untersuchen. Selbst ein so naturnahes Phänomen wie die Stimme, ihre Modulation und ihr Timbre wird somit Ausdruckselement der humanspezifischen »conversa-

tion of gestures« (George Herbert Mead), das sich auf seine soziopsychischen Voraussetzungen und Folgen hin befragen lässt.

Was nun jenseits dieser theoretischen Perspektive die folgenden Beiträge in dieser Ausgabe des Wissenschaftsmagazins zum Thema »Körperinszenierung« verbindet, ist ein markantes Phänomen der Gegenwartsgesellschaft: In der Moderne versucht der Einzelne sich über seine berufliche Leistung zu definieren und aus der Masse herauszutreten, um seine Einzigartigkeit unter Beweis zu stellen. Da rückt selbst der Körper auf zu einem disponiblen Element der gezielten Gestaltung, der Selbstvervollkommnung mit dem Ziel, sich zu unterscheiden. So wird die technische Gestaltung des körperlichen Outfits und die Inszenierung des eigenen Körpers zum Thema der heutigen Zeit.

Die Frisuren der Gegenwart: Inszenierte Einzigartigkeit personaler Selbstdarstellung

Haare bilden Schutz, sie erinnern an eine Zeit vor der Bekleidung. Wie Vogelfedern bleiben sie als tote Struktur der Abnutzung und Ausscheidung überlassen, andererseits sind sie ein herausragendes Medium zur demonstrativen Artikulation von Stolz, Macht und Geltungsanspruch. Verglichen mit dem Avantgardismus des Piercing, des Tattoos und der gegenwärtig unter Jugendlichen verbreiteten Bauchnabelplastik, die die Dimension überzeitlicher Geltung und Bedeutsamkeit in den Körper einstanzen, ist das zur Frisur gestaltete Haar als Ausdrucksort symbolischer Performanz geradezu altmodisch, wenngleich es wegen seiner Nähe zum Gesicht als Blickfang unverändert privilegiert bleibt.

Frisuren, das ist vielfach dokumentiert, sind abhängig von den Moden und wandern durch Milieus und Berufe: Die künstlerische Avantgarde der 1920er Jahre trug den Cäsarschnitt, Schnittigkeit und Format des Mannes sollten in den 1930er Jahren der Scheitel und der Kurzhaarschnitt darstellen, während die Frau weibliche Selbstkontrolle und Askesebereitschaft durch den Knoten, also das domestizierte Haupthaar, demonstrieren konnte. Als Frisur der emanzipierten Frau galt in den 1950er Jahren der Bubikopf. Der gepflegte Scheitel als Seriosität versprechendes Outfit für die Dienstleistungsberufe ist selten geworden, die Frisuren der Gegenwartsgesellschaft mit einer gesteigerten Akzentsetzung auf die inszenierte Einzigartigkeit personaler Selbstdarstellung haben sich in eine bunte Vielfalt aufgelöst. Im öffentlichen Erscheinungsbild der Person haben ästhetisch normative Vorgaben ihre Geltungskraft weitgehend eingebüßt. Was in früheren Zeiten eine vergleichsweise eindeutige Formatvorlage war, erscheint heutzutage nicht als milieu- oder gar berufstypisch. Die kommunikative Funktion der Haare bleibt jedoch ungebrochen: Sie ermöglichen vorübergehende Prominenz.

Wer kennt nicht die Mikrosekunde des scheuen Blicks in den Spiegel, der einem gegen Ende der Sitzung im Friseursalon hinter den Kopf gehalten wird, um das Werk des Friseurs oder der Friseurin aus der Panoramaperspektive abschließend zu beurteilen. Es ist die Aufregtheit der Generalprobe, mit der die Kundin oder der Kunde den Salon verlässt. Die Kommunikationsbedeutung der Frisur meint etwas anderes als psychische



Funktion für das Wohlbefinden, als Indikationsleistung der gestalteten Frisur oder auch deren historische Variabilität. Gestaltete Haare ratifizieren einen Entwurf von Einzigartigkeit; im Unterschied zum Schmuck und zur Kleidung sind Haare jedoch nur innerhalb spezifischer Restriktionen gestaltbar.

Wie authentisch bin ich? Nur die Antwort vom »signifikant Anderen« zählt

Um die Kommunikationsbedeutung der Haare theoretisch zu erschließen, sind einige skizzenhafte Bemerkungen zur Eigentümlichkeit menschlicher Kommunikation voranzustellen. Und die ist primär sprachlich konstituiert. Nichtsprachliche Medien bilden Zierrat der Kommunikation, situativ treten sie als Abkürzung und pointenartige Verdichtung in den Vordergrund. Die Gelegenheit zu zeigen, wer man ist, greift man beim Schopfe. Aber ob und in welchem Ausmaß das gelingt,





Der Autor



Prof. Dr. Tilman Allert, 57, begann 1966 das Studium der Soziologie an der Universität Freiburg bei Heinrich Popitz. Als Stipendiat des Leibniz-Kollegs Tübingen studierte er in Tübingen bei Friedrich H. Tenbruck. Sein Diplom absolvierte er an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, wo er 1981 als Stipendiat des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung Berlin und Mitglied

der Forschungsgruppe um Ulrich Oevermann promovierte. Nach der Promotion wechselte Allert auf eine Mitarbeiterstelle an das Institut für Soziologie der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, wo er sich 1994 bei Walter M. Sprondel habilitierte. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Mikrosoziologie und Familiensoziologie. In Frankfurt stehen seine Arbeiten in der strukturalistischen Tradition einer »Soziologie elementarer Formen sozialen Lebens«. Für seine Habilitationsschrift »Die Familie. Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform«, erschienen 1998 bei de Gruyter, erhielt Allert 1999 den »Christa-Hoffmann-Riem-Preis« für qualitative Sozialforschung. Gegenwärtig arbeitet Allert an einer kommunikationssoziologischen Studie über die Struktur der künstlerischen Ausbildung an Musik- und Kunsthochschulen. Im Frühjahr 2005 werden seine Studie über den »Hitlergruß« sowie die Familiengeschichte eines autistischen Mädchens erscheinen. Allert, gegenwärtig Dekan, ist am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften seit 2000 auf einer Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Bildungssoziologie tätig, seit 1999 lehrt er im Auftrag des Deutschen Akademischen Austauschdiensts an der Staatsuniversität Tbilisi, Georgien. Er ist Mitglied in der »steering group« des Socrates-Projekts »Cice« (Children's Identity and Citizenship in Europe), einem europäischen Netzwerk für die Entwicklung eines europäischen MA-Programms für soziale und erzieherische Berufe.

entscheidet die rhetorische Figur, die Sprache also. Nur in Kommunikation artikulieren Menschen ihre Ansprüche auf Anerkennung, und nur kommunizierend erfahren sie etwas über den Erfolg ihres Bemühens. An der Authentizitätsprüfung und -ratifikation sind mehrere Akteure beteiligt. Niemals – allenfalls im experimentellen und nur mythisch gedachten Grenzfall des Narziss – vollzieht sich die Authentizitätsprüfung gleichsam ohne Bezug auf »signifikante Andere«. Menschen kommunizieren heute unter einer stillschweigenden Prämisse der Selbstverzauberung und zugleich Ernüchterung. Hierin entfaltet sich eine Vorstellung von eigener Würde und Authentizität, die die Jahrhunderte währende Anstrengung der Selbstartikulation um der Ehre willen abgelöst hat.

Menschen suchen nach Bekräftigung der Authentizität durch Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft; finden sie diese Erwartung nicht erfüllt, kann dies eine Krise der Selbstorientierung auslösen. Dass sich sogar unter traumatisierenden Bedingungen die Haare sträuben, wäre eine extreme, bis in die Haare verlängerte Kommunikation. Mit dem Blick des Anderen wird die Suche nach Anerkennung ratifiziert. Wenn Menschen sich wechselseitig wahrnehmen, so gerät dabei besonders die äußere Ausdrucksgestalt, der Gesamthabitus der Person auf den Prüfstand. Alle zur ersten Natur zählenden Accessoires der menschlichen Gattung, die Stimme, die Bewegungselastizität des Körpers und der Extremitäten, das Verhältnis zur äußeren und inneren Schwere, sowie das Gesamt seiner Verkleidung, werden zum Material eines kontinuierlichen Prozesses der Identitätsartikulation oder genauer: Identitätsratifikation. Bezogen auf das komplexe Ausbalancieren von Ansprüchen auf Einzigartigkeit, situativer Authentizität und der Demonstration von Gemeinschaftszugehörigkeit übernimmt das Haar eine besondere Funktion.

Das gestaltete Haar als Ausdruck des Eigenentwurfs

Die Gestaltformation des Haares – man kann, muss aber nicht von »Frisur« sprechen – übernimmt dabei eine eigentümlich ambivalente Aufgabe: Haare als gestaltete Haare unterstreichen, ratifizieren die Stimmigkeit, mit der die Person auftritt. Frisuren repräsentieren die stimmige Füllung eines Versprechens, das von der äußeren Erscheinung der Person ausstrahlt, hingegen den Beweis seiner Geltungskraft erst noch antreten muss, und zwar in der sprachlich konstituierten Zone der Kommunikation. In diesem Sinn übernimmt die Frisur die Aufgabe, das Identitätsprojekt einer Person zu adeln, zu verklären und zu akzentuieren – man macht sich mit seiner Frisur gleichsam zu einem Porträtisten des eigenen Entwurfs. So kann die Frisur zum Ausdruck bringen, wie sich die Identität verändert – von der krassen Kehrtwendung gegenüber dem Gewohnten bis zur zaghaften subtilen Innovation. Sie kann die Person mit der Aura eines Nicht-mehr-so-weiter versehen und für die eigene Person wie für die anderen in das Versprechen einer außeralltäglichen Begabung oder eines eben solchen Leistungspotenzials übersetzen. Erst aus der Perspektive der Soziologie lassen sich elementare Formen sozialen Lebens erkennen, deren Funktion sich in einem Sinn- und Erwartungshorizont erfüllt. Dieser Horizont ist von den extremen Verhüllung (Camouflage) einerseits und Zurschaustellung (Exhibition) andererseits begrenzt und deshalb äußerst fragil.

Die Sondersituation, die die Haare sowohl von der Kleidung, als auch vom Schmuck unterscheidet, hat mit der Naturhaftigkeit des Materials zu tun. Wir stoßen auf Gestaltungsrestriktionen, die nicht oder doch nicht primär durch kulturelle Besonderheiten, durch den schnellen Wandel von Vorlagen, Stereotypen, denen man sich anschließen mag oder nicht, bestimmt ist, sondern durch die Eigenart des Haares selbst. Seine Naturhaftigkeit, seine Widerständigkeit, letztlich sein Verfallspotenzial setzen dem Bemühen, mit dem Haar eine

Identitätsartikulation vorzunehmen, eine deutliche Grenze. Gestaltung ist strukturell riskant – nicht riskant, weil ein Regen alles zunichte machen kann oder der nächste Windstoß schon in den kommunikativen Prozess der Identitätsratifikation Verwirrung einziehen lässt, sondern riskant, weil die Idealität, in der man sich darzustellen wünscht, von der Naturhaftigkeit, dem Verformen, dem Fettigwerden, kurzum: vom Altern und Absterben durchkreuzt wird.

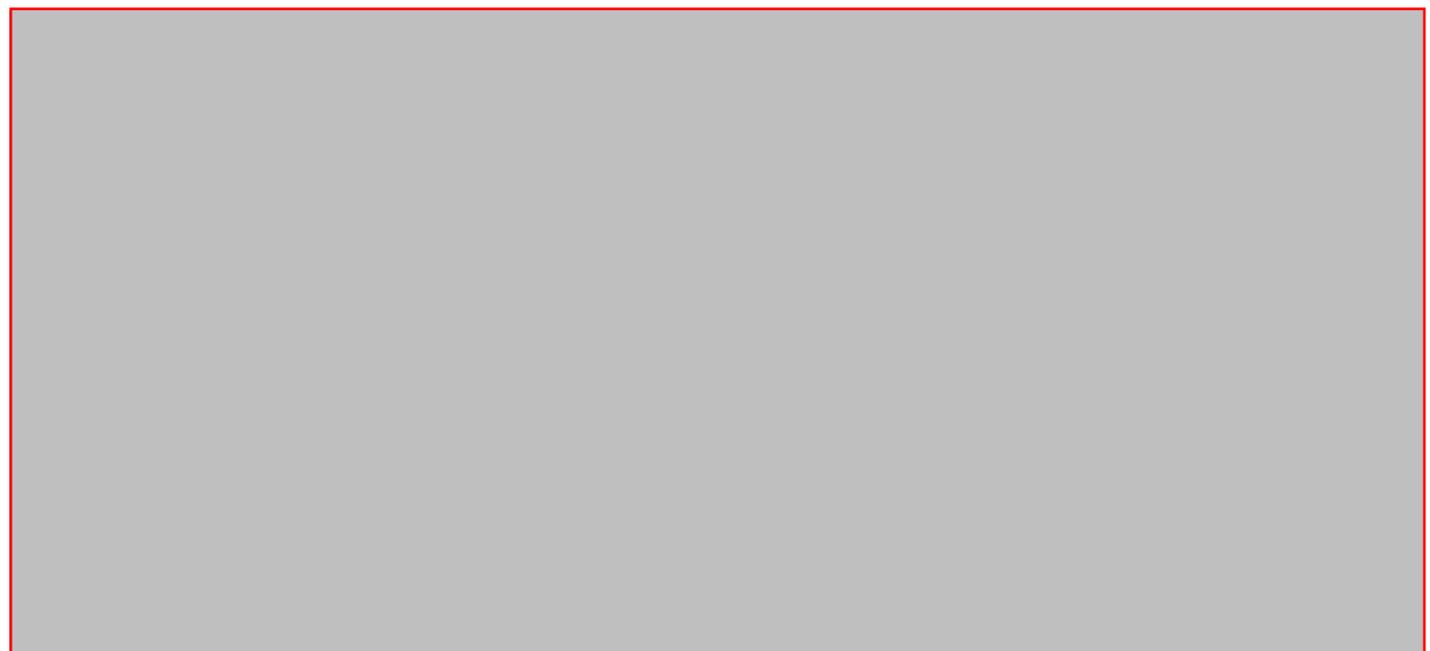
Ambivalenz zwischen gestyltem Glanz und naturhaftem Verfall

Strukturell bewegt sich somit die Haargestaltung in einer ambivalenten Zone gestalteter Idealität von ewiger Dauer und deren Gegenteil, dem Altern, dem Verfall, der Endlichkeit. Glanz und Verfall verleihen den Prozeduren der Haarpflege in atemberaubender Dichte eine melancholische Erregtheit. Noch im so genannten »Drei-Wetter-Taft«, in den friseurtechnischen Prozeduren des Stylings und der Formung, kommt die eigentümliche Kontrastivität zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit zum Ausdruck. Frisuren entziehen sich somit immer und zwangsläufig dem Gestaltungswillen; sie setzen Zeitlichkeit außer Kraft und sind doch zugleich deren unerbittlichster Zeuge.

Der Konformitätsdruck hinsichtlich Gestaltung und Prestige von Frisuren nimmt ab und gibt Raum für eine früher nicht denkbare Vielgestalt von Versionen. Auch der Zusammenhang von Anlass und Frisur lockert sich: Offenkundig hat zwar das normative Gebot nach wie vor Geltungskraft, sich vor außeralltäglichen Anlässen zum Friseur zu bege-



Anzeige





ben. Nur ist das primäre Motiv hierbei nicht mehr die Fügsamkeit gegenüber einer vorgegebenen ästhetischen Konvention, vielmehr – ein für die Moderne typisches Motiv – die Fügsamkeit gegenüber der festlichen Aura als solcher, dem Konzert, dem Auftritt der Künstler oder dem sakralen Akt der Eheschließung.

Vor diesem Hintergrund erschließen sich der Soziologie Entwicklungen, die sich derzeit in den Berufsfeldern von Haar- und Körperpflege abzeichnen. Der Friseurberuf, dem zu Zeiten vorprofessioneller medizinischer Versorgung der Bevölkerung bekanntlich eine Vielfalt therapeutischer und quasi-therapeutischer Funktionen zugesprochen wurde, avanciert zu einem ambivalenten Komplizen gestalteter transitorischer Prominenz. Die semantische Verschiebung von »Salon« zu »Studio« als der griffigen Bezeichnung für den Ort des Geschehens bringt dies anschaulich auf den Punkt. Verbunden mit dieser Entwicklung ist die Tendenz, zukünftig die kommunikativen Elemente der Charismatisierung im Friseurhandwerk zu akzentuieren. Dabei gilt es das ästhetische Ideal in die Trivialität eines beliebigen Kopfs für die Kundin angemessen zu übersetzen.

»Meine Frisur gehört mir«
– oder die neue Rolle des Friseurs
als artifiziellen Verformer

Bemerkenswert an der historischen Entwicklung bis zur Moderne scheint der Umstand, dass die Frisur einerseits an die Identitätsprojekte der Person heranrückt, also auf ganz andere Weise inkorporiert wird. Sie wird Träger eines Einzigartigkeitsversprechens und steht insofern in

einem viel intimeren, aber auch spannungsreicheren und riskanteren Zusammenhang mit der inneren Realität der Person, mit ihren Empfindungen, Wünschen und Träumen von sich selbst. Allerdings rückt in dem Maße, in dem sie als Bestandteil der Person begriffen wird, die Frisur sogar tendenziell aus dem Zuständigkeitshorizont eines professionell Zuständigen heraus. »Meine Frisur gehört mir«, so ließe sich eine bekannte Formel der Frauenbewegung abwandeln, und das verpflichtet die Person, einen Teil ihrer Selbst in die Obhut von artifiziellen Verformern zu geben.

Zugleich wird die hier angesprochene »Personalisierung« des Haars begleitet von einem nur vermeintlich widersprüchlichen Vorgang der zunehmenden Artifizialisierung, gleichsam dem Verzicht, sich selbst treu zu bleiben. Das Haar wird nicht mehr als ein Stück ver-



gängliche und widerständige Natur verstanden, sondern als eine prinzipiell manipulierbare Materialdeponie, auf die die Person zurückgreifen kann wie auf einen Schmuckkasten, um möglichst situationsflexibel gestalten zu können. Friseurinnen sind die Komplizinnen der Selbstidealisierung. Zugleich sind sie die unerbittlichen Zeugen der Vergänglichkeit und Widerständigkeit des Materials Haar. Sie flüstern die Selbstsuggestionen ein, aber nehmen doch auch teil an der Konfrontation mit der Naturhaftigkeit und Gebrochenheit ihres Arbeitsgegenstands. Mit der Personalisierung und Artifizialisierung stoßen zwei Entwicklungstrends aufeinander, die sich nur an der Oberfläche widersprechen – im Gegenteil verhalten beide Trends sich zueinander komplementär: Die Personalität wird artifizielle Konstruktion in dem Maße, in dem die Artifizialität das existentiell Bedeutsame der Person unterstreicht. ◆

Literatur

Allert, Tilman, 2004, Transitorische Prominenz – Gestaltungsoptionen und Gestaltungsrestriktionen in der Haarpflege. In: Christian Janekke (Hrsg.), Haar tragen. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung, Wien, S. 99–109.	Burkart, Günther, 2000: Zwischen Körper und Klasse. Zur Kulturbedeutung der Haare. In: Cornelia Koppetsch (Hrsg.): Körper und Status: Zur Soziologie der Attraktivität, Konstanz, S. 61–98.	Jedding-Gesterling, Maria/Brutscher, Georg (Hrsg.), 1988: Die Frisur. Eine Kulturgeschichte der Haar-mode von der Antike bis zur Gegenwart; veranschaulicht an Kunstobjekten der Sammlung Schwarzkopf und internationaler Museen. München.	McCracken, Grant, 1996: Big Hair. Der Kult um die Frisur. München.	Plessner, Helmuth, 1970: Philosophische Anthropologie. Frankfurt am Main.	Simmel, Georg, 1923: Die Koketterie. In: Simmel, Georg, 1983: Philoso-	phische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne. Gesammelte Essays. Berlin.	Simmel, Georg (1993), Psychologie des Schmucks, in: Simmel, Georg, Gesamtausgabe 8, Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908, Band II, Frankfurt.	Synnott, Anthony, 1987: Shame and glory: a sociology of hair. In: British Journal of Sociology, Nr. 38, S. 381–413.	Schneider, Wolfgang Ludwig (1994): Die Beobachtung von Kommunikation. Opladen.
--	---	--	--	---	--	--	--	---	--